

immer wieder sah er das bis auf den Tod verwundete Mädchen und hörte ihr wildes Schluchzen . . . Dieses arme Millionärskind, das nie in seinem Leben gewußt hatte, was entsagen heißt, dem das Leben bisher jeden Wunsch erfüllt hatte, die arme, kleine Trude sollte nun mit einmal das hergeben, was ihr das Liebste war . . .

Wie gern hätte er ihr diesen Schmerz erspart! . . . Es ging doch nicht, er konnte nicht anders!

Seine Briefe waren allmählich kürzer und wohl auch ein wenig frostiger geworden, natürlich das kam ganz von selbst.

Und merkwürdigerweise schien sie das nicht oder ganz unklar zu empfinden. Sie schrieb wie immer in einem leichten, naiv plaudernden Ton, der die mit flüchtigen Schriftzeilen bedeckten und stark parfümierten Blätter aus erdbeerfarbenem Leinwandpapier amüßant machte. Aber der Baron suchte vergeblich in dem, was sie schrieb, eine Klage, nicht eine Spur von Gekränktheit war in ihren Briefen, und des Barons Eigenliebe fand sich in einem merkwürdigen Widerspruch der Gefühle fast beleidigt.

Aber auch ihre Briefe waren nach und nach etwas kürzer geworden, — sie schrieb jetzt nur noch vier Seiten statt wie früher acht — kamen auch seltener, und eines Tages fiel ihm eine gewisse Unsicherheit im Ton auf. Während sie ihn früher nie anders als „mein lieber Schatz“ und „mein Liebster“ oder „lieber, süßer Bern“ angeredet hatte, kam sie neuerdings selten über das „lieber Bern“ hinaus. Und ebenso strotzten die Schlußschriften nicht mehr wie ehemals von zahllosen Küßchen und den Versicherungen einer unerschütterlichen Liebe